Suppe, Seife, Seelenheil

Autor(en): **Surber, Kaspar**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **11 (2004)**

Heft 129

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-885348

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

SUPPE, SEIFE, SI

Im Dezember wird man sie wieder antreffen, die singenden Salutisten um den Suppentopf. Warum dieser bloss Dekor ist und warum die Heilsarmee moderner ist als ihr traditioneller Schein. *Kaspar Surber* hat ein Wochenende lang bei der örtlichen Zentrale im Linsebühl vorbeigeschaut.

Sie heissen Elisabeth Gubler, Erika Ott und Beethli Brugger, und sie sehen aus, wie man sie sich vorstellt, Einssechzig gross, graues Haar, Brille. Elisabeth stimmt die Gitarre und hofft, «dass sie auch hält heute abend», Elisabeth Gubler, die aus einer Heilsarmeefamilie kommt, in der Jugend nichts mehr von der Kirche wissen wollte, mit 18 doch zum Glauben fand und später auf Mission lange Jahre als Krankenschwester in Kongo/Brazaville arbeitete. Als Vierter stösst Ruedi Odermatt zur Gruppe und verteilt die Gesangsmappen, Ruedi Odermatt, der in einer Bergbauernfamilie mit zehn Geschwistern in Obwalden katholisch erzogen wurde, schon als Kind eine lebendige Gottesbeziehung erfuhr, mit 21 gegen den Widerstand des Elternhauses einer freien evangelischen Gemeinde beitrat und sich später in der Heilsarmee zum Offizier ausbilden liess.

FREITAG, 20 UHR: SINGEN IN ST.FIDEN

Gemeinsam wählt man die Lieder 6, 12, 13, 23 und 26 aus. Elisabeth stimmt sie auf der Gitarre an und weist darauf hin, im Lied 12 nicht aus dem Takt zu fallen. Dann wird es still an diesem Freitagabend im Gemeindehaus des St.Galler Heilsarmeekorps im Linsebühlquartier, Elisabeth, Erika, Beethli und Ruedi falten die Hände und sprechen ein kurzes Gebet. «Lieber Jesus, begleite uns nach draussen und öffne uns die Türen zu den Leuten, die Dich brauchen, und gib uns die richtigen Worte, damit die Leute merken, dass Du existierst.» Ruedi holt sein Auto.

Auf dem Programm der wöchentlichen Singtour stehen heute die Wirtschaften in St.Fiden, das Grütli, das Kroneck, das Neueck, das Toggenburgli und schliesslich der Hirschen, vergessene Welten voll vergessenen Lebens. Drei, vier Lieder werden gespielt, die Kollekte geht herum, Abgang. Überall stossen die blau uniformierten Salutisten auf Wohlwollen. «Ich bewundere, was ihr macht, ich könnte das selbst nie», sagt der Wirt im Toggenburgli, jener im Kroneck will unbedingt noch sein Lieblingslied hören, Gesangszettel werden verteilt, die ganze Beiz murmelt mit: «Näher mein Gott zu Dir, näher zu Dir! Drückt mich auch Kummer hier, drohet man mir, soll doch trotz Kreuz und Pein, dies meine Losung sein: Näher mein Gott zu Dir!»

Trotzdem und trotz der Runde, die spendiert wird, bleibt den ganzen Abend Distanz – selten werden die Soldaten Gottes ins Gespräch verwickelt, selten suchen sie es selbst. Höflich, unbeirrt gehen die vier ihren Weg, entlocken den Gästen da und dort ein stilles Lächeln, was bleibt, ist das Bild in einer dunklen St.Fidener Nebenstrasse auf der Suche nach der nächsten Beiz: Vorne Elisabeth, leicht gebückt mit der Gitarre, die anderen hinterher, gerade so, als wären sie nicht von hier, als wären sie aus einer anderen Zeit.

BEI DEN OBDACHLOSEN LONDONS

Gegründet wurde die Heilsarmee 1865 von William Booth in London. Der junge Methodist vertrat die Meinung, dass nicht die Leute in die Kirche, sondern, angesichts der Folgen der industriellen Revolution, wie Alkoholismus, Prostitution und soziales Elend, die Kirche zu den Leuten gehen müsse. Unter dem Spott der Frommen und gegen den Widerstand von Bordellbesitzern und Kneipenwirten begann Booth, in den Strassen von Ost-London zu predigen. Und weil die bestehenden Gemeinden die Bekehrten nicht aufnehmen wollten, gründete er auch eine eigene Freikirche. Von Beginn weg waren dabei das Predigtamt und die Sozialarbeit gleich gewichtet, und zur schlagkräftigen Durchsetzung dieses Anliegens wurde aus der Kirche bald eine Friedensarmee, die «Salvation Army».

Einer, der die frühe Tätigkeit der Heilsarmee genau beschrieben hat, ist der rasende Reporter Egon Erwin Kisch, der sich um die Jahrhundertwende unter die Obdachlosen von Whitechapel mischte. «Allabendlich wankt ein Zug mühselig, schmutzstarrend, frierend, altersschwach und notgebeugt in die Middlesex Street. Hier steht an einer Strassenecke das Asyl der Heilsarmee. Mein Kostüm war mir fast übertrieben zerfetzt erschienen, als ich es angelegt hatte. Ein Blick auf meinen Nachbar belehrte mich eines Besseren. Der Mann, der hier vor der Eingangstür in seinen Lumpen den Dienst eines Heilsarmee-Funktionärs versah, hielt mich auch noch der Frage wert: Bett oder Pritsche?»

Nach einer Nacht zusammen mit hundertzehn Obdachlosen, in einem Gewölbe, «in dem zwei oder drei Lämpchen düster und gespenstisch auf eine lange Reihe schwarzer Särge brennen, die auf niedrigen Katafalken ruhen», ist Kisch froh, am nächsten Morgen den Keller verlassen zu können. «Ein Mann von der Heilsarmee liest ein Gebet, es folgt eine kurze fromme Ansprache und wieder ein Gebet. Jetzt kann man um einen Halfpenny Tee und um einen Farthing Brot erhalten, und das Tor öffnet sich. Endlich, denke ich und atme der Luft entgegen. Die anderen ducken sich vor dem ersten Hieb der Kälte.»

SAMSTAG, 18 UHR: ESSENSAUSGABE

Novemberkalt ist es auch am Samstagabend kurz nach 18 Uhr vor dem Gemeindehaus im Linsebühl. Wie auch am Montag und am Mittwoch, am Donnerstag und am Freitag werden hier eine Stunde nach Ladenschluss Esswaren verteilt. Suppe wird zwar keine ausgegeben, aber «Poulet zum Beispiel gibt es manchmal, und das ist gut fürs Gehirn», raunt einer, der sich Katzenkönig Kasimir nennt. «Und Eingeklemmte, Salate, Süssigkeiten». An die 30 Leute bedienen sich jeden Abend am zeitgemässen Suppentopf, der von den Supermärkten und Bäckereien der Umgebung mit nicht verkauften Produkten gefüllt wird.

Die Beweggründe herzukommen, sind bei allen die missliche persönliche Situation und der damit einhergehende Hunger. Meist auch ein Misstrauen zu den Behörden. «Ich bin Konkurs gegangen, ich traue keinem Amt mehr», sagt ein Arbeitsloser. «Wer in St.Gallen bei der Sozialhilfe nicht spurt, kriegt illegale Abzüge», meint ein zweiter. «Ach was», flüstert der Katzenkönig, «St.Gallen ist sehr sozial eingestellt und grosszügig». Wie

ELENHEIL

auch immer – zumindest die St.Galler Heilsarmee geniesst einen guten Ruf. «Für die kirchlichen Angebote am Anschlagbrett interessiere ich mich zwar überhaupt nicht», erzählt ein Punk, «aber in anderen Städten gibt es keine solche Verpflegungsmöglichkeit».
Er komme nicht zuletzt wegen dem Gemeinschaftserlebnis des Essens, erzählt zum Schluss ein Drogensüchtiger. «Ich kann ja nicht immer alleine zu Hause herumsitzen.» Gemütlichkeit allerdings entsteht keine: Die meisten essen im Stehen schnell etwas gegen den Hungerast, dann packen sie die restlichen Esswaren in Plastiksäcke und verschwinden in der Nacht.

IN DEN SCHLACHTHÖFEN CHICAGOS

Das Engagement für die Randständigen, die Uniformen und die glänzenden Instrumente – als poetischer Inbegriff der christlichen Nächstenliebe taucht die Heilsarmee auch immer wieder in der Kunst auf: Der «Man without a past» des finnischen Dogma-Filmers Aki Kaurismäki etwa erwacht bei der Heilsarmee zurück ins Leben.
Friedrich Dürrenmatt, der Pfarrersohn aus dem Emmental, der in seinem letzten Roman den Glauben an eine höhere Macht in einem apokalyptischen Kurhausbrand im Durcheinandertal auflöste, hatte in seinem Arbeitszimmer ein zwei Meter hohes und fünf Meter hohes Heilsarmee-Bild des Malers Varlin hängen – und dafür extra eine Wand versetzen lassen: «Varlin porträtierte die Gottesbrigade Zürich-Central und stellte zwischen den einzelnen Figuren unbewusst unendlich viele Beziehungen her, die wir in der Phantasie nachvollziehen. Ich habe alles getan, um dies Bild zu besitzen», wird Dürrenmatt zitiert. Und er hat alles daran gesetzt, sie im ‹Meteor› würdig in Szene zu setzen.
Von einem anderen Theatermacher schliesslich stammt die noch immer schärfste Kritik an der Heilsarmee und der Nächstenliebe: In Bert Brechts Stück ‹Die heilige Johannna der Schlachthöfe›, angesiedelt in den Fleischfabriken Chicagos, setzt Obermetzger Pierpont Mauler angesichts der Streikgelüste der Beschäftigten gegenüber der Heilsarmee zu einer Rede über die Unentbehrlichkeit des Kapitalismus und der Religion an: «Kurz und gut: Ihr müsst Gott wieder aufrichten. Die einzige Rettung, und für ihn die Trommel rühren, auf dass er Fuss fasse, in den Quartieren des Elends, und seine Stimme erschalle auf den Schlachthöfen. Das würde genügen» – «Es hilft nur Gewalt, wo Gewalt herrscht, es helfen nur Menschen, wo Menschen helfen», ruft die abtrünnige Salutistin Johanna dagegen. Aber zu spät: Johanna stirbt an einer Lungenenttzündung, statt des Umsturzes bleibt bloss die Nächstenliebe, im Chor die Heilsarmee: «Sieh uns an, oh sieh uns an Bruder, bevor Du untergehst! Wir bringen Dir zu essen, wir haben nicht vergessen, dass Du noch draussen stehst.»

St.Galler Solidaritätsnetz:
Wie dringlich neue Formen des sozialen Engagements sind, zeigt auch die anfangs November auf Initiative des Halden-Pfarrers Andreas Nufer erfolgte Gründung des «Solidaritätsnetzes St.Gallen». Betroffen von der schwierigen Situation, in der sich seit kurzem Asylsuchende mit einem Nichteintretensentscheid befinden (siehe auch Saiten 09/04) will sich das Netzwerk auf allen Ebenen für die NEE's stark machen: Täglich soll ein Mittagstisch angeboten werden, in Notfällen auch vorübergehend Unterkunft, zuständige Fachstellen und Gruppen sollen vernetzt und politisch Widerstand gegen die Ausweitung der Nothilfe geleistet werden. Der Name «Solidaritätsnetz» erfolgt in bewusster Anlehnung an ähnliche Strukturen in Basel. Die nächste Vollversammlung findet statt am 4. Dezember von 13.30 bis 16 Uhr in der Haldenkirche an der Oberhaldenstrasse 25 in St.Gallen (Bus Nr. 7 bis Achslen). Interessierte sind herzlich dazu eingeladen. (ks)

SONNTAG NACH DEM GOTTESDIENST

Morgens um zehn habe man den allwöchentlichen Gottesdienst gefeiert, zusammen mit den knapp fünfzig Gemeindemitgliedern, erzählt Ruedi Odermatt am Sonntagnachmittag. Dabei sei es um die Anfechtung durch das Böse gegangen – thematisiert wie immer von einem Laienprediger, die Heilsarmee kennt das allgemeine Priesteramt. «Suppe, Seife, Seelenheil» – die drei S bringen das Prinzip der Salvation-Army, die Verschränkung des Glaubens mit der sozialen Arbeit, am besten auf den Punkt. «Liebe kann erst erfahren, wer die Liebe auch aufnehmen kann», führt Odermatt aus. Oder eben praktischer: Erst wer mit Suppe und Seife versorgt ist, kann das Seelenheil empfangen. Neben der Essensausgabe verteilt die Heilsarmee denn auch regelmässig Gutscheine und Geld an Bedürftige, und stellt eine Übernachtungsgelegenheit zur Verfügung.
Aufdringlich ist sie dabei nicht, im Gegenteil, ihrer Klientel, über die man stets freundlich im Plural spricht, stecken die Salutisten höchstens dann und wann ihre Zeitung zu. Dass man mit Nachwuchsproblemen kämpft, verschweigt der Offizier allerdings nicht – angesichts der rigiden Regeln der alkoholischen Enthaltsamkeit und den Uniformen würden wohl viele Junge abgeschreckt, vermutet er. So ist es denn auch möglich geworden, sich im «Freundeskreis» oder in der jungen «Jesus Church» bei der Heilsarmee zu engagieren. Und statt der Uniform, die ja sowieso nur immer dazu gedient habe, erkannt und nicht schmutzig zu werden, trägt man immer häufiger Windjacken.
Die ehemaligen Suppenköche ins Reich der Poesie abzuschreiben, wäre also falsch. Nicht zuletzt auch, weil das System Heilsarmee, einmal abgesehen von den religiösen Traditionen, einen (leider) umwerfend modernen Zug hat: In diesen neoliberalen Tagen, in denen staatliche Fürsorge immer mehr zur Nothilfe wird und die Bedürftigen zahlreicher als auch schon am Harfenberg anklopfen, werden unabhängige Streetworker wieder wichtiger.

Kaspar Surber, 1980, ist Redaktor von Saiten.